Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 54 (1971)
Heft: 2

Artikel: Gibt es andere bewohnte Welten?
Autor: Ohnemus, Werner
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-411892

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

beide Teile einig, dass man bereits hienieden für eine bessere Zukunft kämpfen müsste.
Dies sind unhaltbare Prämissen. Marx und Engels erklärten mehrfach, dass die Arbeitsteilung Klassen schuf, die Klassen führten zu Ausbeutung und Religion, als dem Rauschgift, das den Besitzenden erlaubt zu regieren und den Unterdrückten, ihre Last in der Hoffnung auf Lohn im Jenseits zu ertragen. Religion ohne Mythologie wäre ein Wald ohne Bäume.
An dem Punkt, wo die Unterdrückten ihr Los nicht länger erdulden können und wollen, sündigen sie gegen das religiöse Gesetz, hinzunehmen, was Gott für gut hält; sie lehnen sich auf und reissen die niedere Geistlichkeit mit — wie Pater Torres und vorher in der französischen Revolution, und wie nun in Spanien. Aber die hohe Geistlichkeit bleibt getreu auf der Seite der Reichen und Herrschenden (ausser in manchen Reden, die nichts kosten). Wenn die Religion nicht mehr ihre soziale Aufgabe erfüllen kann, dann braucht sie niemand mehr als irgendwie «lebenswichtig», und dann muss man sie in ihrer Hohlheit blossstellen und vernichten; vorausgesetzt, dass man nicht wie der Elefant im Porzellanladen vorgeht, d. h. sie verbietet und als strafbares Verbrechen hinstellt.
Unter diesem Gesichtswinkel hat in Europa der Aufstieg der Arbeiterklasse die Religion unnötig gemacht.

Dr. Otto Wolfgang

Reicher Kardinal, armer Priester und armes Volk

Die Zürcher Zeitung «Die Tat» bringt in Nr. 3 vom 5. Januar 1971 einen Bericht ihres Ostasien-Korrespondenten aus Manila, der Hauptstadt der Philippinen, die durch den Papstbesuch und das dort gegen Paul VI. versuchte Attentat wieder einmal stärker ins internationale Gespräch gekommen ist. In diesem Bericht wird sozusagen als Hintergrund für die in der dortigen Kirche spielenden Auseinandersetzungen auf die zutiefst ungesunden sozialen Verhältnisse des Landes verwiesen. Den in unvorstellbarem Elend dahinvegetierenden Massen steht eine kleine überreiche, korrupte und vor keinem Verbrechen zurückscheuende Herrenschicht gegenüber, die noch aus der Zeit der ehemaligen spanischen Eroberer stammt und dann von den USA, als die Inseln deren Kolonialgebiet waren, gehätschelt wurde und es auch jetzt noch wird, nachdem die Philippinen eine Pro-forma-Unabhängigkeit erlangt haben.

Diese Gegensätze spiegeln sich auch in der katholischen Kirche, der die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung der Philippinen angehört. Der Doyen der philippinischen Bischöfe, der Erzbischof von Manila, Kardinal Rufina Santos, verfügt über das viele Millionen zählende Vermögen der Erzdiözese Manila. Er kontrolliert die Aktienmehrheit dreier Banken des Landes und der grössten Brauerei der Stadt. Der Erzdiözese gehören ferner eine Immobiliengesellschaft, ein Reisebüro, ein Hospital und mehrere Schulen für den Nachwuchs der reichen Oberschicht, die alle dank der hohen von ihnen erhobenen Gebühren gewinntragende Unternehmungen sind. Der Kardinal musste sich öffentlich vorwerfen lassen, dass er alle Missbräuche der reichen Oberschicht und der korrupten Politiker deckt und dass er den Arbeitern in den kirchlichen Unternehmen nicht einmal den gesetzlichen Mindestlohn zahlt. Daneben gibt es aber auch bettelarme Pfarreien, in denen der Pfarrer ein Jahresgehalt im Gegenwert von 820 Franken bezieht, von denen er noch Gegenstände des kultischen Bedarfs wie Kerzen, Messgewänder und Weihrauch kaufen muss. Die Kirche erhebt für Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen nach Klassen abgestufte Taxen; eine Taufe erster Klasse z. B. kostet das Fünffache einer einfachen Taufe.
Innerkirchlicher Gegenspieler des schwerreichen Kardinals Santos ist der soziale Reformpriester Pater Constante Floresca, der eine «Priestergewerkschaft», die «Philippine Priests Incorporated», gegründet hat, der bis jetzt 850 der 2300 Pfarrer der Philippinen beigetreten sind. Diese Priestergewerkschaft kämpft für soziale Reformen in Staat und Kirche, leistet aber auch den Priestern Selbsthilfe, so etwa durch die Schaffung einer Krankenversicherung, denn auf den Philippinen fehlen die elementarsten sozialen Institutionen. Beim Papstbesuch ist sie mit einem sozialfortschrittlichen Manifest an die Oeffentlichkeit getreten, das u. a. auch die Abschaffung der kirchlichen Gebühren und die Offenlegung der Buchhaltung kirchlicher Unternehmungen forderte. Der Papstbesuch bedeutete aber für die fortschrittlichen Priester der Philippinen eine schwere Enttäuschung. Paul VI. kam zwar mit einer Rede an, die ganz im Sinne dieser Priester war, aber unter dem Druck des Millionär-Kardinals und der reaktionären Elemente in Kirche und Staat liess er sie fein säuberlich in seiner Tasche und begnügte sich in seiner Ansprache mit einigen Gemeinplätzen. So geht es ja immer, wenn die «hamletische Natur» (Charakterisierung Pauls VI. durch seinen Vorgänger!) von den reaktionären Kirchenfürsten hart ins Gebet genommen wird. Die fortschrittlichen Priester der Philippinen werden eben auch die Erfahrung machen, dass kein Papst ihnen helfen kann, sondern nur das Volk, wenn es sich aufrafft, um das reaktionäre Regime in Staat und Kirche zu beseitigen.

Walter Gyssling

Gibt es andere bewohnte Welten?

Diese Frage wird im heutigen Zeitalter der bemannten Weltraumfahrt von immer brennenderer Aktualität. Wir haben ja auch nicht mehr zu befürchten, wegen der Erörterung dieses Themas zum Tode verurteilt zu werden, wie es dem italienischen Philosophen und Astronomen Giordano Bruno nach siebenjähriger Kerkerhaft widerfuhr, der am 17. Februar 1600 auf dem Campo di fiori zu Rom von der Inquisition auf dem Scheiterhaufen lebendig verbrannt wurde, weil er unter anderem die Belebtheit des Weltalls lehrte und überzeugt war, dass noch unendlich viele Gestirne mit beseelten Wesen existierten. Er liess sich nicht zum Widerruf dieser Ueberzeugung bewegen und starb, ohne einen Laut des Schmerzes von sich zu geben.
Auch der bekannte deutsche Astronom M. W. Meyer schrieb 1924: «Aber es ist, angesichts der überall, wo es möglich war, konstatierten Gleichheit der weltbildenden Materie und der Universalität der die Materie regierenden Naturkräf-

te, endlich bei der fast völligen Uebereinstimmung aller grossen Züge der Weltbildung, die wir am Himmel wahrzunehmen vermögen, kein Zweifel darüber, dass es im weiten Weltgebäude noch Millionen von Erdenwelten gleich der unsrigen geben muss, wenn wir auch keinerlei Kunde von ihnen haben.» Und weiter: «Sehen wir zum gestirnten Himmel mit seinen Millionen von Sonnen empor, so können wir sicher sein, den Blicken intelligenter Wesen zu begegnen, die zu unserem Tagesgestirn hinaufschauen, wie wir zu ihnen, um dort geistesverwandte Brüder zu suchen.»

Und noch bestimmter drückt sich der moderne amerikanische Physiker Poul Anderson aus: «Die Erde kann nicht der einzige bewohnte Stern sein», denn «Formen intelligenten Lebens sind im Kosmos überall weitverbreitet.» Der Gedanke, auf andere Sterne zu fliegen, ist nicht neu. Schon 160 unserer Zeitrechnung etwa fabulierte der Grieche Lucian über eine Reise zum Mond. Dann aber waren es neben Kepler besonders Cyrano de Bergerac, Voltaire und Jonathan Swift, die diese Idee, wenn auch ausschliesslich nur zu philosophischen oder satirischen Zwekken, wieder aufgriffen. Später waren es dann die eigentlichen «Klassiker» des utopischen Romans, nämlich Jules Verne, Kurd Lasswitz, H. G. Wells und Hans Dominik, die diese Tradition begründeten und an die heutige Science-Fiction-Literatur weitergaben.

Doch wenden wir uns nun konkret zunächst unserem Sonnensystem zu und beginnen wir beim sonnennächsten und kleinsten Planeten, dem Merkur. Kaum grösser als unser Mond und der Sonne stets die gleiche Seite zukehrend, ist der Merkur ohne erkennbare Atmosphäre. Er hat weder Tage noch Nächte noch Jahreszeiten in unserem Sinne. Seine Temperatur muss etwa zwischen —100 Grad Celsius bis weit über +400 Grad Celsius schwanken. Da der Merkur zudem ohne Wasser ist, kann hier das Vorhandensein jeglichen Lebens mit Bestimmtheit verneint werden.

Beim nächsten Planeten, der Venus, die uns allen als der herrliche Abend- und Morgenstern bekannt ist, der mit seinem Lichte alle übrigen Gestirne überstrahlt und dem die Griechen deshalb den Namen ihrer schönsten Göttin verliehen, verhält es sich etwas anders. Ungefähr gleich gross wie unsere Erde, verhüllt uns die Venus kokett, wie nun Damen einmal sind, stets ihr Gesicht durch einen Wolkenschleier. Dennoch wissen wir, dass sie Tage, Nächte und Jahreszeiten wie die Erde hat. Während die Erde als blühende Welt gilt, betrachtete man die Venus lange, ihrem jüngeren Alter entsprechend, als knospende Welt, die von allen Planeten unseres Sonnensystems die grösste Chance zu haben schien, zur Vegetation befähigt zu sein. Diese Annahme wurde aber durch die russische Sonde, die am 18. Oktober 1967 weich auf der Venus landete, zunichte gemacht, da deren Instrumente eindeutig auch hier Temperaturen bis weit über + 400 Grad Celsius auf der Venusoberfläche feststellten, was durch eine weitere russische Sonde im Herbst 1970 bestätigt wurde. Eine heisse Dame also, an der man sich nur zu leicht verbrennen würde.

Und nun zum populärsten aller Planeten, zum Mars! Dass man allgemein die Bewohnbarkeit des Weltalls mit derjenigen des Mars identifiziert, ist gerade in seiner Popularität begründet, hervorgerufen durch den italienischen Astronomen Giovanni Schiaparelli, der 1892 die berüchtigten «Kanäle» auf dem Mars entdeckte, die man daraufhin für das Werk vernunftbegabter Ingenieure hielt. Der Mars wurde mit einemmal höchst aktuell. Man glaubte, Signale von ihm aufgefangen zu haben, und dachte sogar ernsthaft daran, in der Sahara in riesenhafter Aufmachung den pythagoräischen Lehrsatz, grandios illuminiert, aufzustellen, den ja die weitfortgeschrittenen Marsianer mit ihren Riesenteleskopen mit Leichtigkeit beobachten würden. Ein Projekt, das lediglich an den dazu nötigen Geldmitteln scheiterte. Aber dann erfolgte die Ernüchterung, als 1924 der Deutsche Kühl die «Kanäle» ganz eindeutig als optischen Ursprungs, also in Wirklichkeit gar nicht existierend, entlarvte.

Wie steht es indessen in realer Hinsicht mit den Bedingungen, die ein Leben auf dem Mars ermöglichen würden? Nun, darüber gehen die Meinungen auseinander. Man nimmt an, dass der Mars eine mittlere Jahrestemperatur von —30 Grad bis —40 Grad Celsius besitzt, höchstens aber eine solche von —17 Grad Celsius. Wasser ist nur in spärlichen Mengen vorhanden. Chemische Grundstoffe wie Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff und Wasserstoff konnten nachgewiesen werden, ebenso Natrium, Magnesium, Eisen, Schwefel und andere lebenswichtige Stoffe. Man kann also die Möglichkeit der Existenz organischen Lebens auf dem Mars nicht von der Hand weisen. Dennoch müssen wir hier die Frage offenlassen. Der Mars ist uns vorläufig noch in vielem ein Rätsel.

Beim Jupiter, dem grössten der Planeten, bestehen allerdings keinerlei Zweifel. Dieser Riese ist so weit (778 Millionen km) von der Sonne entfernt, dass die geringe Wärme, die er von ihr erhält, überhaupt keinerlei Leben ermöglicht. Zudem ist der Jupiter infolge seiner Grösse erst im Begriffe, sich eine feste Kruste um sein feuriges Inneres zu schaffen. Er ist also noch im Anfang seiner Entwicklung begriffen. Auch für seine neun Monde können wir, der fehlenden Wärme wegen, jegliches Leben verneinen. Weit mehr gilt dies natürlich für die noch weiter von der Sonne entfernten Planeten Saturn, Uranus, Neptun und Pluto.

Und unser Mond? Nun dessen bisherige Erforschung brachte uns die längst geahnte Gewissheit, dass er keinerlei Atmosphäre besitzt. Zudem ist er von derart unterschiedlicher Temperatur, dass ein Leben auf ihm nur mittels komplizierter Raumanzüge möglich ist. Das trifft natürlich auch auf die Hälfte zu, die er der Erde zufolge seiner Eigenrotation stets abwendet. Der Mond ist eine starre, tote Welt, die jeglichem Leben abhold ist.

Wir sehen also, die Chancen, innerhalb unseres Sonnensystems auf bewohnte Welten zu stossen, sind nicht gerade gross. Doch müssen wir uns bewusst sein, dass unser noch viele Ueberraschungen harren, von denen wir heute noch keine blasse Ahnung haben können. Es könnte durchaus sein, dass Wesen auf anderen Gestirnen existieren, deren Existenz an völlig andere Bedingungen gebunden ist als die uns bekannten. Diese Vorstellung muss nicht unbedingt den Gehirnen phantasiebegabter Schriftsteller entsprungen sein.

Formulare zum Kirchenaustritt

sind bei der Geschäftsstelle der FVS, 8047 Zürich, Langgrütstrasse 29, erhältlich.

Obschon wir nun also die eingangs gestellte Frage nicht eindeutig beantworten können, sind wir gleichwohl völlig von der Bewohntheit anderer Gestirne überzeugt, insbesondere wenn wir in Betracht ziehen, dass es noch Millionen Sonnensysteme wie das unsere gibt. Nur der Erdenmensch in seinem Wahn kann sich einbilden, dass ausgerechnet die Erde, dieses unbedeutende Staubkörnchen im Weltall, allein zum Leben auserkoren sei.

Die amerikanischen und russischen Erfolge in der Astronautik haben einen alten Menschheitstraum verwirklicht. Sie haben bewiesen, dass es sich bei der Weltraumfahrt nicht mehr um eine romantische Angelegenheit oder um Hirngespinste besessener Gelehrter handelt, sondern dass die moderne Technik ganz entschieden in das Gebiet eingegriffen hat. Als vor über 280 Jahren Isaac Newton den einzig möglichen Weg wies, nämlich den der Rakete, wurde das als Phantasmagorie abgetan. Auch der Deutsche Hermann Ganswindt, der später wieder darauf zurückkam, wurde nicht ernst genommen, bis dann Hermann Oberth und der Amerikaner Robert Goddard ernstlich an das Problem gingen. Mit welchem Resultat, konnten wir in den vergangenen Jahren erleben, denn von diesen beiden Wissenschaftlern führt ein gerader Weg zur deutschen V2, über die erste russische Venusrakete, den Rendez-vous-Manövern der Amerikaner und Russen 1968 bis zu den grandiosen Mondbetretungen der Apollo-11- und -12-Besatzungen 1969 und dem russischen Mondauto 1970. Der Anfang zur Eroberung des Weltalls liegt bereits längst hinter uns.

Werner Ohnemus

Die Fabel vom lieben, barmherzigen Gott

In der luxuriös ausgestatteten Monatsschrift «Geschäftsmann und Christ», welche von der «Internationalen Vereinigung Christlicher Geschäftsleute» (IVCG) in Zürich seit 10 Jahren herausgegeben wird und sich namentlich an die oberen Zehntausend wendet, erschienen in der Dezember-Ausgabe 1970 einige Beiträge aus der Feder von Geistlichen, welche in erschreckender Offenheit über die «Gnade des gütigen, gerechten und unfehlbaren Gottes» Aufschluss geben. Den Leitartikel eines gewissen Pastors Hans Bruns zitieren wir nachstehend in etwas gekürzter Form zur Erbauung unserer Leser:

«Gewiss meinte Augustus alles zu entscheiden; es war wohl eine Laune des Kaisers, die Volkszählung gerade jetzt durchzuführen. Wohl meinte Cyrenius alles zu befehlen, er war einfach gehorsam und führte die Befehle aus Rom aus. Und doch steht Gott dahinter. Er lenkte die Gedanken der leitenden Politiker. Es ist auch kein Zufall, dass gerade in der Weihnachtsgeschichte die Namen von Politikern fallen. Wir alle kennen das Schachspiel. Eine der Hauptfiguren in diesem Spiel ist der König. Aber auch er ist nur eine Figur, die geschoben wird. Der Kaiser aus Rom wurde mit Absicht ‚Augustus' genannt. Das heisst eigentlich der ‚Erhabene'. Menschen meinten, er wäre der Weltheiland. In Wirklichkeit aber war es ganz anders. Schon im Alten Testament wird Gott als der ‚Erhabene' uns vor die Augen gemalt. Er hat alles in Händen, und Er lenkt die Weltgeschichte. Auch für heute ist dies eine Weihnachtsbotschaft: Gott hat auch in unseren Tagen die Männer des politischen Lebens in der Hand. Sie meinen viel zu können und sind doch nur Schachfiguren. Sie meinen alles zu entscheiden und zu lenken und werden doch gelenkt und geschoben. Ueber meinem Schreibtisch hing jahrelang in lateinischer Sprache ein Wort Martin Luthers: ‚Gott wirkt auch im Teufel'. Mit diesem Satz spricht Luther in fast überspitzter Form dieselbe Wahrheit aus: Gott macht die Weltgeschichte und hat alles in Händen. Ueberall spielen die Menschen und Mächte mit, aber Gott hat die Weltgeschichte in der Hand, das ist ein Trost mitten in all dem politischen Geschehen.»

Wahrhaftig ein schwacher Trost! Dieses Wesen, welches anscheinend die verschiedenen Völker geschaffen hat und sie nun sich gegenseitig bekämpfen lässt, wird unseren Kindern in der Schule und im Religionsunterricht als der «barmherzige Vater im Himmel» dargestellt. Gott kann hier gut mit einem Balinesen verglichen werden, welcher Hähne züchtet, deren Zehen mit Rasierklingen versieht und hernach zum Ergötzen der Touristen zwei dieser Vögel aufeinander loslässt, bis der schwächere jämmerlich verblutet ist.

Ein anderes Zeugnis von der Barbarei des gütigen und gnädigen «Herrn aller Herren» liefert uns in der gleichen Zeitschrift Walter Lüthi, ehemaliger Pfarrer am Berner Münster: «Ist es wirklich nötig, dass der Mensch zuvor total enteignet werde, um die Gnade empfangen zu können? Warum sollte es Gott nicht auch anders möglich sein? Aber eben, Gott selber hält totale Enteignung offenbar für notwendig. Gott weiss um unser hochmütiges Wesen, das auch da noch eine Rolle spielen will, wo alle menschlichen Rollen ausgespielt sind, nämlich da, wo es gilt, in den Himmel zu kommen. Darum verfügt Gott so unerbittlich Kahlschlag in unseren stolzen Waldungen, um nachher ganz neu und von Grund aus aufzuforsten, damit kein Zweifel mehr darüber bestehe, wer Gott und wer wir sind.»

Damit die Menschen der göttlichen Gnade teilhaftig werden können, müssen sie also zuerst enteignet und tief gedemütigt werden. Fürwahr, den Gläubigen stehen schöne Aussichten bevor! Der Streiter Gottes aus Bern widerlegt mit seiner Prosa — ohne es zu wollen — die These vom unfehlbaren Schöpfer des Weltalls. Logisch gedacht hat dieser schliesslich die Menschen hochmütig und unvollkommen geschaffen, d. h. er hat einen Fabrikationsfehler begangen. Warum hat er denn das Weltall nicht von Anfang an fehlerfrei konstruiert? Ist Gott etwa von seinem eigenen Schöpfer falsch instruiert worden? James Hervey Johnson, der Herausgeber der amerikanischen Freidenker-Monatsschrift «Truth Seeker», schrieb in seinem 1949 erschienenen Buch «Superior Men» (Bessere Menschen) auf Seite 58 über den biblischen Gott: «Hier haben wir einen Gott, welcher den Menschen als ein Spielzeug geschaffen hat, um dieses dann auf ewig zu verfluchen, weil es einen Apfel gegessen hat. Könnte man sich einen rachelüsterneren Geist vorstellen? ... Nachher, statt die Denkweise der Menschen zu ändern, erlaubte er ihnen, Dinge zu tun, die falsch waren. Um sich zu rächen, sagte er zu Noah, dass er alle, von wenigen Ausnahmen abgesehen, durch die schreckliche Methode des Ertränkens umbringen würde. Für ein Wesen mit höchster Intelligenz wäre es viel leichter gewesen, das Volk zu ändern, so dass dieses den Gesetzen seines Herrn nachgelebt hätte. Aber mit der Vernichtung des gewalttätigen Volkes vernichtete Gott eben-